Nr. 265 Sonnabend, den 14. November 1908 15. Jahrg.

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werkthätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telephon 13693. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19 21. Telephon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 3—7 Uhr. Sonn- und Feiertage geschlossen.

Tageskalender.

Die erbitterte Arbeiterschaft Hamms bereitete dem Prinzen Eitel feindselige Demonstrationen.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion beantragte ein Reichskanzlerverantwortlichkeitsgesetz.

Die Protestbewegung der Arbeiterklasse gegen das persönliche Regiment kommt in vielen Massenversammlungen zum Ausdruck.

Der konservative sächsische Landtagsabgeordnete Opitz hat den nationalliberalen Abg. Rühlmann zum Duell gefordert.

Die Katastrophe auf der Mordgrube Radbod.

* Leipzig, 14. November.

Dreihundert und sechzig Mann tot! Dies ist das schaurige Fazit der letzten Nachrichten über die Katastrophe in Hamm. In Schmerz und Wut schreit die Arbeiterschaft Hamms den Unternehmern die Anklage ins Gesicht: Durch eure Schuld! Und wahrlich, alle bis heute ergangenen Darstellungen und Erklärungen des herzzerreißenden Drama bestätigen diese Anklage. Wir wiederholen, was wir gestern schrieben: Verbrecherische Zustände auf der Grube Radbod müssen den Massenmord der armen, unglücklichen Grubensklaven verschuldet haben! Verbrecherische Zustände! Selbst der Berliner Lokalanzeiger läßt seinen Korrespondenten schreiben, daß die Bergarbeiter sehr berechtigte Ursache hatten, über die Zustände in der Grube zu klagen. Dieser Korrespondent berichtet u. a.:

Mit der Sanitätskolonne begebe ich mich nach dem Unglücksschacht, aber niemand führt uns. Kein Mensch hat die Kolonne, die sich telegraphisch angemeldet hatte, erwartet oder empfangen. Allein müssen wir den Weg finden, und nun haben wir den Schacht erreicht! Er ist zum Entsetzen aller zugedeckt. Keine Rettungsarbeit weit und breit zu sehen. Ich selbst stand auf dem zugedeckten Schacht. Die anwesenden Vertreter der Direktion verweigern jede Auskunft. Da sie aber die Kolonne, die in menschenfreundlichster Absicht aus Dortmund gekommen war, um zu helfen, ohne ein Wort des Dankes einfach wieder nach Hause schickten, so darf wohl gefolgert werden, daß eben nichts mehr zu retten ist. . . Im Maschinenhause liegen etwa 40 fürchterlich verbrannte Tote, zum Teil schrecklich verstümmelt. Einer der Verletzten war geradezu grauenhaft zugerichtet; dem Manne hängt das Fleisch in Fetzen vom Leibe und die Eingeweide treten hervor. . . . Ueber den Zustand der Grube kursiert das Gerücht, das die Direktion allerdings verneint, daß die Sohlen I und II bereits unter Wasser gesetzt seien. Dieses Gerücht erhält sich aber hartnäckig, und der bedeckte Schacht und die Abweisung der Sanitätskolonne lassen es berechtigt erscheinen.

Die Bergleute selbst schreiben das Unglück dem neuen Steiger zu, der vor zwei Monaten in die Zeche eintrat und auch als Wetterkontrolleur fungierte. Wo ich mit Bergarbeitern sprach, murrten sie gegen diesen Mann und sagten, er sei nicht vorsichtig genug gewesen. Schon vor 14 Tagen habe in derselben Sohle, in der jetzt die unglücklichen Arbeiter eingeschlossen sind, eine kleine Explosion schlagender Wetter stattgefunden, bei der drei Leute schwer verletzt wurden. Einer davon ist jetzt noch arbeitsunfähig. Hätte man damals gleich nach der Ventilation gesehen, sagen die Bergleute, so wäre das heutige Unglück vielleicht verhütet worden.

Die Frage, wie das Unglück einen solchen Umfang annehmen konnte, ist von der Zechenverwaltung und der Bergbehörde bis zur Stunde noch unbeantwortet geblieben. Es scheint, als ob das Werk **Spekulationszwecken** dienen sollte; die Gesellschaft wollte offenbar zunächst so viel als irgend möglich Kohlen herausholen, um dann das Werk vorteilhaft zu veräußern. Die Folge davon ist, daß der systematische Abbau zum Raubbau wird. Auf der Grube sind viele Mißstände vorhanden, die mit dem Unglück im Zusammenhang stehen, und die zu fortgesetzten Klagen der Bergarbeiter Veranlassung gaben. Die Tatsache, daß auf Radbod bei einer Belegschaft von 1200 Mann im ersten Halbjahre 1908 830 Zugänge und 656 Abgänge zu verzeichnen waren, beweist nach dieser Richtung genug. Daß die Sicherheit der Betriebe und der Arbeiter darunter leiden, ist selbstverständlich. So oft aber auch die Belegschaft Klagen erhob, Abhilfe wurde nicht geschaffen. Die Behandlung der Arbeiter durch die Beamten war meist miserabel, die Entlohnung schlecht. Von den auf der Zeche beschäftigten Arbeitern wird angegeben, daß die Grube sehr oft wegen Wassermangel nicht berieselt werden konnte. Dabei ist die Grube heiß und kohlenstaubreich; an den Tagen vor der Katastrophe, Montag, Dienstag und Mittwoch, war kein Wasser zur Berieselung der Grube vorhanden. Der Kohlenstaub, der zur Weiterverbreitung der Schlagexplosion beitrug, lagerte fingerdick. In den Strecken waren in den Firsten durch Kohlenraub große Hohlräume entstanden, die mit Schlagwettern angefüllt waren; weiter waren stillgesetzte Aufhauen vorhanden, die ebenfalls voll Wetter standen. Erst am 29. Oktober verunglückten infolge von zwei aufeinanderfolgenden Explosionen in einem Aufbruch drei Steiger, ein Fahrhauer und ein Hauer, wenn auch nicht tödlich. Die Mitführung der Wetterscheiden erhielten die Arbeiter nicht bezahlt, wodurch sie selbstverständlich vernachlässigt wurden. Den in dieser Hinsicht erhobenen Forderungen der Arbeiter wurde mit Spott und Hohn begegnet, der Wettersteiger bekümmerte sich statt um die Wetterführung, um die Kohlenförderung; alles das hat dazu beigetragen, daß das Unglück einen solchen Umfang annehmen konnte. Alles in allem Zustände, die das grellste Schlaglicht auf die Unternehmermethode der Bergwerksgesellschaft werfen.

Aber auch auf den unsäglichen Tiefstand unsrer sozialen Gesetzgebung! Und unter diesem Gesichtspunkte sind Regierung und Bürgertum Mitschuldige an dieser entsetzlichen proletarischen Massenvernichtung. Denn es wäre ein leichtes gewesen, — hätte man nur den Willen gehabt — die Möglichkeiten derartiger mörderischer Katastrophen aus der Welt zu schaffen, wenn Regierung und Parlamente die Anträge auf Erlaß eines Reichsberggesetzes und auf Schaffung einschneidender Arbeiterschutzgesetze aufgenommen hätten, die die „negative", „unpraktische" Sozialdemokratie seit je in der Erkenntnis ihrer unabweisbaren Notwendigkeit unermüdlich durchzusetzen bestrebt war. Sie haben nicht gewollt! Dem grenzenlosen Jammer der in Hamm Verwundeten oder ihres Ernährers Beraubten wird es ein magerer Trost sein, wenn jetzt Fürsten, Präsidenten, Parlamente, Prinzen, Städte und Gemeinden in telegraphisch-platonischen „Beileidskundgebungen" Rekorde aufstellen. Als Hohn, blutiger Hohn, wird es empfunden. Davon weiß Prinz Eitel ein Lied zu singen! Noch nie hat eine Arbeiterschaft einem Vertreter des Monarchen in solcher Deutlichkeit ihre wahren Gefühle offenbart, wie es gestern die in Hamm tat. Dort sammelte sich eine Menge von über 1500 Köpfen vor der Zeche an und erging sich in lauten Verwünschungen. Als Prinz Eitel Friedrich eintraf, ertönte kein Hurra, dagegen wurden erbitterte Rufe laut. Schließlich wurde die Marseillaise angestimmt. Der Regierungspräsident wollte eine Ansprache halten, wurde aber überhört. Die Menge verlangte, daß eine schwarze Fahne ausgehängt werde. Zeitweise Zusammenstöße erschienen unvermeidlich. Prinz Eitel Friedrich empfing eine „Deputation" von drei Bergleuten, die ihre Wünsche aussprachen. Der Prinz versprach, dem Kaiser Bericht zu erstatten. Bei der Abfahrt des Prinzen brach die Menge aufs neue in erbitterte Kundgebungen aus. Der Prinz fuhr in die Stadt zurück und begab sich in beide Krankenhäuser, wo er über eine Stunde verweilte. Die Erregung der Bevölkerung hatte sich auch in den späten Abendstunden noch nicht gelegt. Aus der Menge, die den Prinzen Eitel Friedrich umdrängte, wurden Rufe laut: „Zeigt dem Prinzen die Strafzettel, damit er sieht, wie wir behandelt werden!" Der Bergmann Johann Pilgrim führte das Wort. Er sprach das Verlangen aus nach einem Reichsberggesetz, nach mehr Arbeiterschutz und nach Kontrolleuren aus den Reihen der Arbeiter.

Diese Stimmung der Hammer Arbeiter, die die wahren Ursachen des Grubenmassenmords wohl kennen, ist das einzig Tröstende und die einzige Hoffnung in dem unerhörten sozialen Drama von Hamm.

Feuilleton.

Ines.

Roman von Emil Kaiser.

15] (Nachdruck verboten.)

Gegen sechs Uhr war man wieder in Lugano. Angesichts des Treibens auf der Promenade des Kurortes mit ihren riesigen Hotelfronten, mit dem Gewimmel von Fremden in eleganten Toiletten, von Hochzeitsreisenden und Touristen, erschien die eben erlebte Szene wie eine Erinnerung aus entlegener Vorzeit.

Ines hatte sich den ganzen Nachmittag über wohlgefühlt, weil sie sich selbst hatte vergessen dürfen, als unbeteiligte Zuschauerin, hier fühlte sie sich wieder unter ihresgleichen, und da kam auch langsam wieder die Unruhe über sie. Ihre Unbefangenheit schwand, sie trug all diesen neugierigen Blicken gegenüber wieder ein stolzes, blasiertes Wesen zur Schau. In dem großen Speisesaal, wo man an kleinen Tischen das Abendessen einnahm, fiel ihr, mehr noch als draußen auf der Promenade, die Menge der jung verheirateten Paare auf, und nun kamen ihr auch die rohen Aeußerungen der Hotelbediensteten wieder in die Erinnerung. Sie schämte sich, ihren Mann anzusehen, aber auch den Blicken der andern Gäste begegnete sie nicht gern. Es kam ihr vor, als ob besonders die Pärchen sich untereinander nicht mit den lautersten Gedanken belauerten. Und plötzlich nahmen alle diese Gesichter um sie her tierische Züge an. Sie sah sich in ein großes Affenhaus versetzt, wo Paviane und Orangs sich gegenseitig mit unanständigen Grimassen anfletschten.

Der ahnungslose Professor erklärte ihr derweilen, an der Hand einer von der Kurdirektion herausgegebenen Karte, wo sie heute gewesen waren, und welche Tour sie morgen machen wollten. Nur mit Mühe vermochte sich Ines von ihrer abscheulichen Vorstellung loszureißen. Um wenigstens zu tun, als sei sie ihm gefolgt, nahm sie die Karte selbst zur Hand und begann, die beigedruckte Beschreibung zu lesen. Der Verfasser hatte sich bemüht, sie möglichst poetisch einzuleiten. Er nannte das oberitalienische Seenbecken die Brautkammer Europas, verglich die Wagen der Gotthardbahn mit Turteltaubenkäfigen und meinte, ihre mächtigen Lokomotiven müßten mit Amoretten und Rosengewinden verziert sein.

Ines warf das Papier angewidert hin und begann hastig zu essen, aber ihre Züge spiegelten ihre Empfindung so deutlich wider, daß ihr Mann besorgt fragte, ob der Fisch nicht frisch sei.

Später saßen die beiden allein auf dem Balkon vor ihrem Zimmer und genossen die südliche Frühlingsnacht. Schwarz standen die Massen der Berge vor dem sternenklaren Nachthimmel, gigantischer noch als am Tage. Eine schwache weißliche Nebelschicht lag auf dem See, über die zuweilen der grelle Blitz des Scheinwerfers der Duana hinfegte. Friedlich schimmerten von rechts zerstreute Lichter vom Paraiso herüber, näher sammelten sich am Ufer die Lichter zu regelmäßigen Reihen, wie glänzende Perlen an einer Schnur.

Gedämpft klang das Geplauder der Vorübertwandelnden von der Promenade herauf. Jedes dieser unverständlichen Worte klang in der lauen Luft weich und kosend, wie eine Liebeswerbung.

Sie selbst sprachen nicht. Plank hatte leicht seinen Arm um Ines Schultern gelegt. Sie fühlte, wie aus seinem Körper allmählich eine schwüle Glut in den ihren überströmte, lockende Sehnsüchte wurden in ihr wach, tiefe, schmerzvolle Wünsche. Und der Arm auf ihren Schultern begann zu zittern, im Fieber der Begehrlichkeit, er umfing sie fester. Da regte sich wieder die Angst in ihr und der Ekel. Wie eine Schlange erschien ihr jetzt dieser Männerarm, wie eine Schlange, die sie umstricken und erdrücken wollte. Bebend vor Furcht begann sie vor sich hinzusummen, wie ein Kind, das seine Angst betäuben will.

„Was singst du?" flüsterte seine Stimme an ihrem Ohr. Sie klang ganz fremd in der Erregung. Sein heißer Atem fuhr über sie hin.

Da bildeten ihre Lippen verständliche Worte:

So laßt mich scheinen bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus.

Leise mit ganz kindlichem Ausdruck sang sie die rührende Schumannsche Weise bis zur dritten Strophe:

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib. —

Plötzlich brach sie ab, beugte sich vor und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Plank hatte sich leise erhoben und stand hinter ihr an die Hauswand gelehnt. Eine schmerzliche Wandlung war in ihm vorgegangen, während sie sang. Weit und weiter sah er das Ziel seiner heißen Wünsche hinausgerückt, das er schon erreicht zu haben glaubte. Und doch zürnte er ihr nicht. Mitleidvoll blickte er auf sie hernieder, wie sie zusammengekauert vor ihm saß, nicht mehr das lockende, liebereife Weib, ein banges Kind, ein angstvoll mit den Flügeln schlagender Schmetterling.

Er konnte jetzt zugreifen. „Seine Kühnheit wird zur Pflicht" klang es in ihm; aber er lächelte bitter. Er wollte keine Pflicht erfüllen und kein Recht sich nehmen. Er wollte ein freiwilliges Geschenk empfangen. Was half es ihm, ihren Leib zu besitzen, wenn ihre Seele ihn noch fürchtete. Und wie konnte das bisher anders sein!

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id394414608-19081114/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG